

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 51 (1980)
Heft: 4

Artikel: Gedanken zum Thema "In Würde sterben" : mit dem Tod lässt sich nicht Versteckspiel treiben
Autor: Dreifuss, Suzanne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809791>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VSA-Mitgliederbestand 1979

	AG	AR	BS	BE	GL	GR	SH TG	SG	ZS	ZH	HE ZH	OR	Total	(1978)	Zuwachs
Mitglieder	99	69	115	212	29	53	89	138	55	303	47	93	1302	1294	8
Veteranen	18	22	20	68	8	13	26	44	1	90	—	—	310	295	15
	117	91	135	280	37	66	115	182	56	393	47	93	1612	1589	23
Heime	39	16	67	77	8	16	41	47	20	168		14	513	483	30
Verbände													12	9	3

Gedanken zum Thema «In Würde sterben»

Mit dem Tod lässt sich nicht Versteckspiel treiben

Von Suzanne Dreifuss, Zürich*

Zuerst möchte ich davon reden, wie die Menschen in früheren Zeiten lebten und starben und was für ein Verhältnis sie zu ihren Kindern hatten. Oft hört man, den Alten sei es früher viel besser gegangen. Erst in unserer Zeit bestehe oft ein schlechtes Verhältnis zwischen den verschiedenen Generationen. Das trifft aber nur sehr bedingt zu.

In vielen primitiven Stämmen, von denen es fast in allen Teilen der Welt gab, zum Beispiel bei den Sirinöss im bolivianischen Uwald, oder bei den Tschuktschen in Sibirien oder bei den Hopi-Indianern im Südafrikanischen Busch, war das Leben ausserordentlich hart. Die Menschen litten dauernd unter Hunger und Kälte. Da war es Sitte, dass man sich der alten Menschen auf die eine oder andere Art entledigte. An manchen Orten brachte man sie in eine Hütte ausserhalb des Dorfes. Dort liess man ihnen etwas Nahrung und Wasser. Nach einiger Zeit verhungerten sie oder wurden von wilden Tieren zerrissen.

Bei anderen Stämmen war es Sitte, eine Abschiedszeremonie zu veranstalten, an der die Alten auch teilnahmen. Danach wurden diese von ihren Söhnen erstochen oder erwürgt. Viele willigten gerne in ihren Tod ein, da sie den grossen Strapazen des Lebens nicht mehr gewachsen waren.

Es gab allerdings auch primitive Völker, bei denen die Alten trotz schwierigster Verhältnisse gut lebten. Man schätzte ihre Erfahrung und ehrte sie.

Bei kulturell höher stehenden Stämmen spielten Wissen, Magie und Religion eine grosse Rolle. Diese drei Gebiete hängen eng zusammen, da die Magie

sowohl mit dem praktischen Können als auch mit der Religion verbunden ist. Beides war für die Gemeinschaft von grossem Nutzen. Die «Zauberkräfte» der Alten flossden Achtung und Furcht ein. Aber auch dort wurden die alten Menschen, wenn sie ihre körperlichen Kräfte verloren, oft vernachlässigt und verspottet. Deshalb versuchten sie, ihr Wissen nur zögernd den Jungen mitzuteilen, damit sie möglichst lange von Bedeutung blieben.

Der wirksamste Schutz: die Liebe

Der wirksamste Schutz für die alten Eltern war immer die Liebe ihrer Kinder. Wir wissen, wie entscheidend für die Persönlichkeitsentwicklung die Art ist, wie ein Kind behandelt wird. Kann man ihnen nicht genug Nahrung und Geborgenheit bieten, wächst es in Groll und Angst auf. Seine Beziehung zu den andern Menschen ist eine aggressive. Später wird dieses Kind als Erwachsener ohne Hemmungen seine alten Eltern vernachlässigen, wenn sich diese nicht mehr selbst ernähren können. Wenn hingegen die Eltern ihre Kinder gut ernähren und ihnen Geborgenheit bieten können, hat das Kind eher die Möglichkeit, als Erwachsener glücklich zu sein und altruistische Gefühle entwickeln zu können. Die Kindesliebe nimmt aber auch dann die Form an, die ihr, je nach Volk, Sitte und Religion auferlegen. Der Sohn bezeugt seinen Eltern Achtung und Liebe. Wenn er aber durch die Sitte verpflichtet ist, sie zu töten, wenn sie alt sind, so bemüht er sich, diese Tötungszeremonien so genau wie möglich auszuführen.

Es gibt keine bestimmten Lebensjahre, die man als «alt» bezeichnen kann. Bei Stämmen, die unter den schwierigsten Naturverhältnissen ihr Leben fristen mussten, waren die Menschen zwischen 30 und 50 Jahren schon sehr alt. Bei andern Völkern wurden

* Vortrag im Rahmen des VSA-Kurses «In Würde sterben (lassen)» vom 27. Februar bis 1. März 1979 in der Paulus-Akademie Zürich.

erst 70- bis 80jährige als alt angesehen. Simone de Beauvoir stellt in ihren Untersuchungen fest, dass es für den alten Menschen wichtig ist, was für einen «Wert» ihm die Gesellschaft zuzuspricht. Sein Status hängt von den Zielen der Gemeinschaft ab. Wenn die Gruppe von einem Tag zum andern lebt, ist der Mensch im Alter ein «nutzloser Mund», den es zu füttern gilt. Erwartet die Gesellschaft aber ein Weiterleben nach dem Tod, inkarniert sich im Greis zugleich Vergangenheit und Jenseits. Allgemein kann man sagen, dass der Sinn, den die Menschen ihrem Leben geben, den Wert ihres Alters bestimmt. Durch die Art und Weise, wie sich die Gesellschaft gegenüber den Alten aufführt, enthüllt sie unmissverständlich ihre Grundsätze.

Nun möchte ich noch kurz die Stellung der Alten bei den uns bekannten Völkern streifen. In China waren die Alten einzigartig privilegiert. Die Grundlage des Staates war die Familie. Das ganze Haus schuldete den Ältesten Gehorsam. Diese nützten allerdings oft ihre privilegierte Stellung aus und plagten die Jungen.

«Graue Haare sind die Krone der Ehre»

Bei den Juden waren die Alten sehr geehrt. Das gleiche Wort, das für «alt» gebraucht wird, heisst auch «weise». Die «sekeinim», das heisst die Alten oder Weisen, fragt man um Rat. In den Sprüchen Salomons heisst es: «Graue Haare sind die Krone der Ehre, die auf dem Weg der Gerechtigkeit gefunden werden.» Und im 2. Buch Moses steht: «Du sollst dich vor dem grauen Haupt erheben und die Person der Greises ehren.» Allerdings muss auch damals das Alter nicht eitel Glück gewesen sein, denn in den Sprüchen der Väter steht: «Gott, verwirf mich nicht im Alter.»

Im alten Griechenland forderte der Philosoph Plato in seinem Werk «Der Staat», dass die Menschen, die über die Gesetze wachen, zwischen 50 und 75 Jahre alt seien. Auch verlangte er von den Kindern den grössten Respekt vor den Alten. Als man Plato fragte, was für ihn das Wichtigste im Leben gewesen sei, antwortete er: «Die Vorbereitung auf den Tod.» Aber nicht alle griechischen Gelehrten dachten wie er, und andere waren sehr pessimistisch, was die Weisheit der Alten betraf.

Im antiken Rom hatten die alten Menschen eine grosse Macht, mit der sie über ihre Familie herrschten. Die römische Matrone besass in ihrem Haus einen grossen Einfluss. Aber in den Theaterstücken wurden die Alten oft lächerlich gemacht und die alte Frau wird meist als zänkische Alte dargestellt. All dies bezieht sich immer auf die reicheren Schichten. Vom Volk selbst wissen wir sehr wenig.

Bei den Germanen war der Familienzusammenhalt gross. Man fütterte die «nutzlosen» Minder, wie man die Alten nannte, durch. Aber mit dem Alter verloren die Menschen ihren Wert. Als durch den Einfall der Barbaren das Ende der antiken Welt herbeigeführt wurde, ging es den Alten schlecht. Da die

Menschen nur als Krieger Wert hatten, waren Greise nicht mehr wichtig und Cäsar erzählte, dass die Gallier ihre Kranken und Alten verachteten und töteten.

Als das Christentum sich langsam in Europa durchsetzte, schuf man vom 4. Jahrh. an Hospize und Krankenhäuser, von denen wahrscheinlich auch die Alten profitierten. Erwähnt wurden sie allerdings nirgends. Es scheint aber sicher, dass die Alten während des ganzen Mittelalters sehr benachteiligt waren. Sie konnten ja weder Feldarbeit verrichten, noch Kriegsdienst leisten und hatten deshalb keinen Wert.

Das Märchen vom Grossvater und vom Enkel

Sie erinnern sich vielleicht an eines der Märchen der Gebrüder Grimm «Der Grossvater und der Enkel». Dieses illustriert einigermassen, wie man die alten Menschen im Mittelalter behandelte. Der Grossvater ist alt und zitterig. Er sieht auch nicht mehr viel. Es passiert ihm, dass er sein Essen verschüttet und einmal sogar sein irdenes Schüsselchen zerbricht. Da musste er sich hinter den Ofen setzen zum Essen und war sehr traurig darüber. Da beginnt eines Tages der kleine Enkel Brettlein zusammenzutragen. Auf die Frage des Vaters, was er tue, antwortete er, aus diesem Tröglein müssten später Vater und Mutter essen, wenn er gross sei. Da merkten die Eltern, was sie getan hatten und liessen den Grossvater wieder am Tisch essen.

Die Zünfte kümmerten sich nicht um ihre nicht mehr arbeitsfähigen Mitglieder. Oft blieb diesen nichts anderes übrig als die Bettelei, die damals mangels eines Besseren toleriert wurde.

Man muss sich klar sein, dass im «finsternen» Mittelalter wegen schlechter hygienischer Verhältnisse, Seuchen und Mangel an Pflegemöglichkeiten die Menschen sehr jung starben. Wurden sie älter als 30 Jahre, galten sie als alt. Eine Geschichte des 13. Jahrhunderts preist die Vorzüge eines Jungbrunnens so:

«Dann wird es keinen alten und weisshaarigen Mann mehr geben und keine solche Frau, selbst wenn sie das Alter von 30 Jahren erreicht.»

Aber auch in den letzten Jahrhunderten hält man nicht viel von den alten Menschen. Armselig, wie sie zu leben hatten, wurden sie in der Literatur meistens verspottet.

In Frankreich im 17. Jahrhundert hatten die alten Menschen ein sehr schweres Leben. Die Gesellschaft war autoritär, absolutistisch. Die Erwachsenen, die sie lenkte, räumte den Schwächsten, den Kindern und Greisen, keinen Platz ein. Die durchschnittliche Lebenserwartung lag bei 20 bis 25 Jahren, das heisst die Hälfte der Kinder starb im ersten Lebensjahr und die Erwachsenen zwischen 30 und 40. Wegen schwerer Arbeit, Unterernährung und schlechter Gesundheitspflege nutzte man sich rasch ab. Bäuerinnen waren mit 30 Jahren alte Frauen,

runzelig und gebeugt. Selbst Könige, Adlige und Bürger starben mit 50 Jahren.

Spesseshalber möchte ich noch erwähnen, dass die Zeitgenossen von Ludwig XIV., das heisst im 17. Jahrhundert, es für unmöglich hielten, dass Mme de La Fayette mit Monsieur La Rochefoucauld geschlafen haben könnte, da sie 38 und er schon 50 Jahre alt war.

Als am Ende des 18. Jahrhunderts die Menschen sich so vermehrt hatten, dass der Boden sie nicht mehr ernähren konnte, zogen viele Bauern in die Stadt und vermehrten so die Reihen des Proletariates. Für die Alten war diese Veränderung katastrophal. Nie waren sie in einer so schwierigen Lage, wie in der zweiten Hälfte des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es gab noch keine Arbeitsgesetze und die Menschen wurden schonungslos ausgenutzt. Mit zunehmendem Alter konnten die Arbeiter das Tempo nicht mehr halten und viele starben vorzeitig. Die, die überlebten, wurden arbeitslos und waren zu Elend verurteilt. Es wimmelte von mittellosen Alten und Landstreichern.

Bauern und Arbeiter konnten und wollten ihre alten Eltern nicht ernähren, da sie selbst nicht genug zu Essen hatten. Oft schoben sie sie ins Altersheim ab. 1804 entrüstete sich ein Direktor eines Altersheimes in Frankreich (Montrichard): «Die Greise müssen alles, was ihnen gehört, ins Heim mitbringen. Aber unmenschliche Kinder, wenn sie ihre alten Eltern bringen, ziehen ihnen selbst das letzte Hemd aus, ehe sie sie in den Sälen zurücklassen.»

Der Staat in Frankreich erliess ein Gesetz, um die Alten zu schützen. Die Kinder mussten ihnen eine Rente aussetzen. Aber das war für die Alten noch schlimmer, da die Kinder ein Interesse daran hatten, ihre alten Eltern umzubringen. Es soll nicht selten gewesen sein, dass damals die Kinder ihre Eltern ermordeten.

Die industrielle Revolution und die Folgen

Als das 19. Jahrhundert die industrielle Revolution brachte, änderte sich die Lage grundlegend. Der Unternehmer wurde eine geachtete Gestalt. Die Söhne stiegen oft auf der sozialen Stufenleiter höher als die Väter, aber das erfüllte diese mit Stolz. Auch die Erfahrung der Väter wurde nun geschätzt und der Hass zwischen den Generationen verschwand, da nicht mehr ums tägliche Brot gekämpft werden musste. Dies galt wiederum vor allem für die Reichen. Die Armen wurden meistens nicht alt, da sie ein zu schweres Leben hatten.

Als in unserem Jahrhundert die Medizin grosse Fortschritte machte, wuchs die Zahl der alten Menschen stark an. An die Stelle der Familie trat nun der Staat und führte die Alterspolitik ein.

In der Schweiz nahm wahrscheinlich das Los der Armen und Alten einen ähnlichen Verlauf wie im übrigen Europa. Auch hier gingen die ersten Hilfs-

versuche von Christgemeinden und Klöstern aus. Zu erwähnen wäre Zwinglis Almosen-Ordnung, die er 1525 schuf. Damals wurden schon Gemeinde- und Quartierhilfen ins Leben gerufen und im Gegensatz zu andern Ländern trat damals schon der Staat als Träger der Hilfe auf. Von grosser Wichtigkeit war Heinrich Pestalozzi (1746—1827), der als erster forderte, dass Hilfe zu Selbsthilfe führen sollte! Dies scheint mir um so bemerkenswerter, da viele der heutigen sogenannten «freiwilligen Helfer» dies noch nicht ganz erfasst haben.

Schon 1810 wurde die Schweiz. Gemeinnützige Gesellschaft gegründet, die hauptsächlich zur Erforschung und Verbesserung der sozialen Verhältnisse dienen sollte. Und schon 1918 entstand die Schweiz. Stiftung für das Alter, das heisst die heutige Pro Senectute.

Bevor wir uns mit dem Sterben des heutigen alten Menschen im Heim abgeben, sollten wir uns mit deren Leben befassen. Was sind das für Alte, die heute in unseren Heimen leben?

Sie sind im Durchschnitt um die Jahrhundertwende geboren; Dr. P. Rinderknecht, alt Informationschef der Pro Senectute:

«Als die heutigen Alten jung waren, galt, was die Alten sagten.

Als sie einen Beruf erlernen wollten, brach der Erste Weltkrieg aus.

Als sie eine Familie gründeten, kam die Wirtschaftskrise.

Als sie in den besten Jahren waren, brach der Zweite Weltkrieg aus.

Als sie alt waren, galt, was die Jungen sagten.»

Das heisst, die Generation der heute rund 80jährigen hatte kein leichtes Leben. Sie kannten höchstens kurze Zeit die 44- oder gar die 40-Stunden-Woche und hatten meistens weder Zeit noch Geld, sich Hobbies zuzulegen. In den alten Tagen mit einem Hobby anzufangen, ist schwer und gelingt den wenigsten. Freundschaften, die zum Beispiel für mich das Elixier des Lebens bedeuten, finden im Alter ein abruptes Ende, da die Freunde wegsterben. Die Lebenspartner sind auch meistens tot. So kommt es, dass die meisten Menschen im Alter sehr abhängig sind vom Wohlwollen und dem Angenommenwerden durch ihre Umgebung. Die Umgebung, von der ich jetzt spreche, ist das Altersheim, das heisst die Mitpensionäre und wir, die wir dort arbeiten.

Von den Bedürfnissen der Heimbewohner

Die physiologischen Bedürfnisse der Heimbewohner können wir im allgemeinen ohne grosse Probleme stillen. Wir bemühen uns, ihnen schmackhaftes, bekömmliches Essen vorzusetzen und ihnen zu helfen, ihr Zimmer so wohnlich wie möglich zu gestalten. Was die psychologischen Bedürfnisse anbelangt, können wir nur versuchen, unser Möglichstes zu tun. Unser wichtigstes Anliegen ist es, den alten Menschen Geborgenheit und Schutz vor der

Einsamkeit zu vermitteln. Heimleiter und Mitarbeiter, die fähig sind, ihre eigenen Probleme zu lösen, können durch ihr Ausgeglichenheit viel zu dem Gefühl des Geborgenseins beitragen. Um der Vereinsamung zu steuern, ist es wichtig, jede Art von Gruppenbildung zu fördern, sei es Bridge- oder Jass-Gruppen, Turn- oder Ergotherapie-Gruppen, oder ob sich zwei Freundinnen täglich besuchen, oder sich sogar Liebesbeziehungen bilden. All dies ist von grösster Wichtigkeit, um vor Vereinsamung zu schützen. Dabei spielt die Einstellung der Heimleiterin eine wichtige Rolle. In all den Jahren, die wir im Heim verbrachten, haben sich Freundschaften zwischen Männern und Frauen gebildet, und einmal konnten wir sogar eine Hochzeit zwischen zwei 80jährigen feiern. Diese Paarbildungen waren natürlich vielen Heimbewohnern ein Dorn im Auge. Aber weil wir als Heimleiter dem sehr positiv gegenüber standen, fand das Gerede keinen Nährboden, und wir konnten immer wieder feststellen, dass die Paare anders gegenüber sehr verträglich wurden und selbst miteinander sehr glücklich waren.

Wichtig für die Zufriedenheit der einzelnen scheint mir, dass die alten Menschen noch Verantwortung übernehmen können. Das Leben besteht aus Geben und Nehmen. Nehmen müssen die Pensionäre genug, deshalb sollten wir ihnen auch das Geben ermöglichen. Dies ist nicht einfach, aber wir müssen es versuchen. Sei es, dass die relativ gesunden den bettlägerigen beim Essen helfen, oder dass wir uns von Kranken erzählen lassen, wie es früher war und ihnen unser Interesse zeigen. Vielleicht kann der eine oder andere auch beim Tischdecken helfen oder Briefmarken verkaufen. All diese Aktivitäten heben das Selbstwertgefühl und beweisen den Alten, dass sie noch für etwas gut sind. Ich werde nie die alte Dame vergessen, die fast blind war und schlecht hörte, aber immer noch fähig war, Bettlägerigen behilflich zu sein. Sie half ihnen bei kleineren Handreichungen und trug ihnen alte Lieder und Gedichte vor. Sie strahlte, wenn sie mir jeweils erzählte, wem sie vorgesungen hatte und wie die sich gefreut hätten!

Vom Geben und Nehmen im Leben

Um zu verdeutlichen, wie wichtig Geben und Nehmen im Leben jedes Menschen sind, möchte ich Ihnen eine kleine chassitische Geschichte erzählen:

Ein Rabbi diskutierte mit Gott über Himmel und Hölle. «Ich will dir die Hölle zeigen», sagte Gott, und führte den Rabbi in einen grossen Raum, in dessen Mitte ein runder Tisch stand. In der Mitte des Tisches befand sich eine grosse Schüssel mit Brei, dessen wunderbarer Geruch dem Rabbi das Wasser im Munde zusammenlaufen liess. Die Menschen, die um den Tisch herum sassen, hatten Löffel mit sehr langen Stielen. Die Stiele waren so lang, dass man gut vom Brei nehmen konnte, aber zu lang, als dass sie damit zu ihrem Mund kommen konnten. Alle, die um den Tisch herum sassen, waren ausgehungert und todunglücklich. «Nun», sagte Gott, «jetzt will ich dir den Himmel zeigen.» Sie kamen in einen Raum, der

Bärauer Bildungswoche 1980

Einwöchiger Weiterbildungskurs für Betreuer in Alters- und Pflegeheimen

Mit Unterstützung des VSA und der Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern wird im gleichen Rahmen wie im Vorjahr in Bärau bei Langnau i.E. ein Mitarbeiterkurs durchgeführt. Kursziel ist die bessere Befähigung der Heimmitarbeiter für eine aktive und partnerschaftliche Betreuungstätigkeit. Anstelle theoretischer Wissensvermittlung werden berufsbezogene Erfahrungen unter kundiger Leitung verarbeitet, vertieft und nutzbar gemacht. Der Kurs ist offen für praktisch und hauptberuflich tätige Heimmitarbeiter.

Kursdaten: Beginn: Montag, 16. Juni 1980,
10.30 Uhr
Schluss: Freitag, 20. Juni 1980,
15.15 Uhr

Kursort: Kantonale Landwirtschaftliche
Schule Langnau, 3552 Bärau
(Bahn Langnau i. E., Bus nach
Bärau)
Kursdurchführung, Verpflegung
und Unterkunft am gleichen Ort

Kursleitung: Franz Calzaferri, thv Institut für
Arbeits- und Betriebspsychologie,
6003 Luzern

Kurskosten: Fr. 450.— pro Person inklusive
Unterkunft und Verpflegung
(VSA-Beitrag an Mitgliederheime
auf Verlangen)

Anmeldung: **Kursprospekte und Anmelde-
formulare können bezogen wer-
den beim Pflegeheim Bärau,
3552 Bärau, Tel. 035 2 35 55**

Anmeldeschluss: 15. Mai 1979

Die Teilnehmerzahl ist be-
schränkt. Die Anmeldungen
werden in der Reihenfolge ihres
Eingangs berücksichtigt.

Bestellschein für Kursprospekt und Anmelde-
formulare

Adresse des Heimes:

Anzahl Prospekte und Anmeldeformulare

genau gleich wie der erste aussah. Der gute Brei stand auf dem Tisch, und die Menschen, die darum sassen, hatten die genau gleichen Löffel mit den zu langen Stielen. Aber alle waren fröhlich und bei bester Laune. Sie diskutierten und lachten und waren guter Dinge. Der Rabbi konnte das zuerst nicht verstehen. Aber Gott erklärte ihm: «Es ist ganz einfach», sagte er «aber doch braucht es eine gewisse Geschicklichkeit. Weisst du, diese Leute hier haben gelernt, einander gegenseitig zu füttern.»

Aber nun komme ich zu dem, was mir am meisten am Herzen liegt, zum Gespräch. Ich habe im Altersheim vor vielen Jahren angefangen, Gruppengespräche zu führen. Zuerst bin ich mit grösster Hemmung darangegangen, eine Gesprächsgruppe ins Leben zu rufen. Ich dachte, Menschen, die immer zusammen sind, wagen nicht, sich voreinander auszusprechen. Besonders nicht alte Menschen, die sich zum ersten Mal in einer Gruppe befinden! Aber ich wurde sehr angenehm überrascht! Etwa 12—14 Pensionäre meldeten sich für die Gesprächsgruppe. Als sie einmal begriffen hatten, um was es ging, entstanden teilweise tiefe und wichtige Gespräche.

Mit der Wahl der Themen versuchte ich, den alten Menschen in erster Linie bei der Auseinandersetzung mit ihren Gegenwartsproblemen behilflich zu sein. Hier einige der behandelten Themen: Offenheit — Wärme geben, Wärme nehmen — Wie empfinde ich mein Alter — Freundschaft im Alter — Meine Ängste und was ich dagegen tun kann — Was ist für mich das Wichtigste im Leben — Gefühle als Geschenk — Toleranz gegen Andersdenkende — Von der Abhängigkeit — und auch — Vom Sterben.

Aber auch Themen, die in die Vergangenheit leuchteten und evtl. dazu beitragen konnten, diese besser zu verstehen, wurden angeschnitten. Zum Beispiel — Welcher Ausspruch meiner Eltern hat mich am meisten beeindruckt — oder — Was würde ich im Leben ändern, wenn ich noch einmal von vorne anfangen könnte —.

Wie in den meisten Gesprächsgruppen empfanden es die Betagten als grosse Erleichterung, zu erfahren, dass ihre Mitpensionäre sehr ähnliche Gefühle hatten wie sie selbst. Sie erlebten bei den andern dieselbe Angst, die sie selber hatten, krank zu werden und dadurch abhängig von Schwestern und Personal. Auch merkten sie, dass sich die andern ähnliche Gedanken über Sterben und Tod machten wie sie selbst.

Die Gruppe funktionierte sehr gut. Wir trafen uns zuerst einmal wöchentlich und später alle 14 Tage. Natürlich besprachen wir auch aktuelle Dinge, und ich ermunterte die Pensionäre immer wieder, selbst Themen zu bestimmen, über die sie gerne sprechen wollten. Oft waren wir zusammen traurig, wenn einer unserer Pensionäre gestorben war. Aber nie mieden wir das Thema Tod und betrachteten es als einen Teil unseres Lebens.

Unsere Gruppenmitglieder waren zwischen 70 und 90 Jahre alt. Es war eine Freude zu sehen, wie sich die meisten am Gespräch beteiligten.

Der Tod — ein häufiger Gast im Altersheim

Ueber das Sterben der Pensionäre möchte ich noch ein paar Worte sagen. Der Tod ist ein häufiger Gast im Altersheim, und ich finde es falsch, wenn wir versuchen, Versteck mit ihm zu spielen. In vielen Altersheimen findet das Sterben heimlich statt und der Tote wird weggebracht, wenn die Pensionäre nicht anwesend sind. Wir haben den Tod bei uns als natürliches Geschehen betrachtet und die Mitpensionäre orientiert, wenn jemand gestorben war. Auch gaben wir davon Kenntnis, wann der Tote auf den Friedhof überführt werde. Viele der Pensionäre gaben ihm dann noch einige Schritte das Geleit, da die wenigsten die Möglichkeit hatten, später am Begräbnis teilzunehmen. Wenn der Tote nicht gleich überführt werden konnte, stellten sich immer Pensionäre zur Verfügung, die abwechselungsweise bei ihm Totenwache hielten, um ihm noch diese Ehre zu erweisen.

Wer sich schon des öfteren im gleichen Raum mit einem Toten aufgehalten hat, der wird, wie ich, die Empfindung dafür bekommen, wie viel Frieden von einem Verstorbenen ausgeht. Der Todeskampf und damit auch der Lebenskampf sind vorbei. Das Gesicht, das vorher meistens angestrengt und gespannt war, wird entspannt und friedlich. Es ist nichts Unheimliches um einen Toten. Ich sah nie einen Grund, mich zu fürchten.

Ausführlich schildert der Dichter Hermann Hesse, wie er als 39-jähriger die Erfahrung der Immanenz des Todes gemacht hat; er schrieb unmittelbar nach dem Ableben seines Vaters: «Erst seit den schönen, innig erfüllten Stunden, die ich im kalten, hellen Stüblein meines toten Vaters zu Gast war, ist das Wissen um den Tod mir wichtig und köstlich geworden. Bisher hatte ich den Tod wenig bedacht, nie gescheut, oft in verzweifelnder Ungeduld erwünscht. Erst jetzt sah ich ganz seine Wirklichkeit und Grösse, wie er als Gegenpol da drüben steht und uns erwartet, damit ein Schicksal sich vollende und ein Kreis geschlossen werde. Bisher war mein Leben ein Weg gewesen, bei dessen Angängen ich in Liebe verweilte, aber nie war das Ende dieses Weges klar vor mir gestanden. Aller Antrieb, alle Kraft, die mein Dasein speiste, schien mir nur vom dunkeln Anfang auszugehen, von Geburt und Mutterschoss, und der Tod schien mir nur der zufällige Punkt zu sein, wo diese Kraft, dieser Schwung und Antrieb einmal erlahmen und erlöschen würde. Jetzt erst sah ich die Grösse und Notwendigkeit auch in diesem «Zufälligen» und fühlte mein Leben an beiden Enden gebunden und bestimmt und sah meinen Weg und meine Aufgabe, dem Ende entgegen zu gehen als Vollendung, ihm zu reifen und zu nahen als dem ersten Fest aller Feste.»

Aber auch wenn jeder weiss, dass der Tod bald bei ihm anklopfen kann, ist es doch nicht leicht, dieser Stunde ohne Angst entgegenzusehen. Deshalb machte ich es mir zur Pflicht, wenn immer möglich, bei jedem Sterbenden dabeizusein. In diesen letzten Momenten war es mir nur noch in Ausnahmefällen möglich, mich mit dem Todkranken zu unterhalten.

Das hatte ich oft schon vorher getan. Aber ich glaube, die Pensionäre empfanden es doch als Beruhigung zu wissen, dass sie zuletzt nicht allein gelassen würden. Ich setzte mich jeweils ans Bett und hielt, wenn immer möglich, die Hand des Sterbenden und sprach mit beruhigender Stimme liebe Worte zu ihm. Wieviel noch gehört und empfunden wurde, weiss ich nicht. Aber ich weiss, dass, wenn mein letztes Stündlein schlägt, ich auch froh sein werde, wenn ein vertrauter Mensch mir zur Seite steht.

Literatur:

Elisabeth Kübler-Ross: Was können wir noch tun? Kreuz-Verlag, Stuttgart.

Simone de Beauvoir: Das Alter. Rowohlt-Verlag.

Ursula Lehr: Psychologie des Alterns. Quelle & Meyer/UTB.

Ernst Noam: Im Altersheim leben. Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge.

Walter Rickenbach: Sozialwesen und Sozialarbeit in der Schweiz. Verlag Schweiz. Gemeinnützige Gesellschaft, Zürich.

A. L. Vischer: Alte Menschen im Altersheim.

A. L. Vischer: Seelische Wandlungen des alternden Menschen. Schwabe, Stuttgart.

A. L. Vischer: Altersprobleme in der Schweiz. Buchverlag NZZ 1967.

Heinz Bollinger:

Notizen im April

In diesem Heft erscheint die Einladung zur VSA-Jahresversammlung in Schaffhausen samt Tagungsprogramm; Vorstand und Kommissionen legen Rechenschaft ab. Werden die Rechenschaftsberichte gelesen, findet die Einladung Gehör? Ich will's hoffen. Ach, wenn die Hoffnung nicht wär'... Jedenfalls hat das Schaffhauser Organisationskomitee alle Vorkehrungen für einen würdigen Empfang der Gäste im Mai getroffen, und in der Munotstadt selbst harret der VSA-Quartiermeister Walther Bachmann guten Mutes der Aufgaben, die auf ihn zukommen werden. Werden auch Sie kommen?

*

Viel spricht man jetzt von «Berns» Sparpaket. In der Frühjahrssession der eidgenössischen Räte hat der Ständerat schon Mitte März den vom Bundesrat vorgeschlagenen «Massnahmen zur Entlastung des Bundeshaushaltes» nicht gerade begeistert, aber doch mit deutlicher Mehrheit zugestimmt, dank welchen man bis 1983 Einsparungen von insgesamt 1,8 Milliarden zu erzielen hofft. Im Zentrum dieser Massnahmen steht die einheitliche Kürzung der Bundessubventionen um zehn Prozent während der nächsten fünf Jahre. Bis 1985 soll nämlich die Neuverteilung der Aufgaben zwischen Bund und Kantonen im Sinne einer Entflechtung geregelt sein; ein erster Entwurf hierzu ist vor einigen Wochen in die Vernehmlassung gegangen.

Von der zehnprozentigen Subventionskürzung und von den im Entwurf enthaltenen Vorschlägen werden auch die Heime betroffen. Während man die auf fünf Jahre befristeten Subventionskürzungen als wohl unvermeidlich hinzunehmen hat, da sie von den Erziehungsheimen noch zu verkraften sind, sollte über die «Vorschläge zur Neuverteilung der Aufgaben zwischen Bund und Kantonen» vom 31. Juli 1979, die von einer Studienkommission ausgearbeitet wurden,

das letzte Wort nicht gesprochen sein — selbst dort nicht, wo man dieser Kommission zugesteht, dass sie sich vom Sparauftrag leiten liess, den der Stimmbürger ziemlich unmissverständlich erteilt hat.

Die Sparübungen, deren Notwendigkeit im ganzen nicht bestritten werden soll, segeln heute oft unter der Flagge «Weniger Staat!» Dieses Schlagwort ist mindestens zum Teil irreführend. Es mag durchaus zutreffen, dass sich im Lauf der letzten drei oder vier Jahrzehnte und zumal während der Hochkonjunktur der Zentralstaat etwas allzu üppig ausgedehnt hat, und eine Verstärkung der Kompetenz der Kantone mag eine gesunde Korrektur sein. Nur: Mehr Kompetenzen ohne spürbare Kostenfolgen kann es für die Kantone nicht geben. Und schliesslich kann der Sinn der «Weniger Staat»-Bewegung gewiss nicht der sein, dass sich die Rückkehr zur Mentalität und zu den Zuständen des früheren Staatenbundes am Ende des 20. Jahrhunderts in der Eidgenossenschaft als einziger und einzig erstrebenswerter Fortschritt anbieten muss.

*

Weshalb bleibt keinem die Erfahrung erspart, dass «alles, was wir gewonnen haben, mit dem eigentlich Gesuchten gar nichts zu tun hat»? Ein unlängst in der «NZZ» erschienener Aufsatz über das Schaffen des in München lebenden Aargauer Schriftstellers Kuno Raeber geht mir nicht aus dem Kopf. Die Sache hat mich angerührt und betroffen gemacht. Alle Schönheit und Süsse des Lebens, herausdestilliert in Jahrmillionen, sagt Raeber, bringen uns die Nichtigkeit und Hinfälligkeit menschlichen Tuns nur um so schmerzlicher zum Bewusstsein.

Mit diesem Schmerz müssen wir leben, leben mit dem Schmerz, dass unser aller Tun vom Schatten des Nichts niemals loskommt. Alles, was wir machen, ergibt nichts Beständiges, und sei es aus Stahl, aus Be-